

ERNST TOPITSCH (1919-2003)
Nachruf, gehalten bei der Verabschiedung
in der Grazer Feuerhalle am 5. Februar 2003
von Prof. Dr. Karl Acham (Graz)

Werte Trauergemeinde!

Am 26. Jänner 2003 verstarb mit Prof. Topitsch einer der namhaftesten Gelehrten der Grazer Universität, der bis wenige Wochen vor seinem Ableben als akademischer Lehrer tätig war.

Geboren am 20. März 1919 in Wien, absolvierte Topitsch hier das Akademische Gymnasium, war dann in verschiedenen Verwendungen von Kriegsbeginn bis 1945 in der Deutschen Wehrmacht tätig und beendete das nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft im Herbst 1945 wiederaufgenommene Studium mit der Dissertation *Mensch und Geschichte bei Thukydides* im Jahr 1946. Von 1948 an war er als Assistent am Philosophischen Institut der Universität Wien beschäftigt – ab 1956 allerdings mit dem Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors – und habilitierte sich 1951 mit einer Arbeit über „Das Problem der Wertbegründung“. 1962 erhielt Topitsch einen Ruf auf eine ordentliche Professur für Soziologie an der Universität Heidelberg, wo er bis 1969 den Max-Weber-Lehrstuhl innehatte, danach war er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1989 als ordentlicher Professor für Philosophie an der Universität Graz tätig. Er war Mitglied des Institut International de Philosophie und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Träger der Ehrenmedaille der Bundeshauptstadt Wien in Gold und des Großen Goldenen Ehrenzeichens des Landes Steiermark mit dem Stern.

Topitsch, den Forschungsaufenthalte und Vortragsreisen zur Zeit seiner Wiener Tätigkeit an die Harvard University, in seiner Grazer Zeit aber auch nach Japan und Brasilien führten, war als Autor bis in seine letzten Lebenstage aktiv. Vierzehn Bücher und mehr als 150 Aufsätze – das letzte Buch (*Im Irrgarten der Zeitgeschichte*, Berlin 2003) wird in ebendieser Woche ausgeliefert – belegen die Schaffenskraft dieses als Philosoph und Soziologe tätigen Gelehrten. Lebenslang der Erkenntnishaltung von Thukydides und Max Weber und deren realistischen Analysen der gesellschaftlich-geschichtlichen Welt verpflichtet, fühlte er sich unter seinen älteren akademischen Zeitgenossen besonders Heinrich Gomperz, Hans Kelsen, August Maria Knoll und Stanislaw Ossowski nahe; die Veröffentlichung verschiedener Schriften dieser Autoren durch Topitsch bezeugt dieses Naheverhältnis. Alois Dempf wiederum wurde von Topitsch als sein Lehrer und Mentor betrachtet, der ihn auf Max Weber hingewiesen und in ihm als jungem Altphilologen den Sinn für Wissenssoziologie und Weltanschauungsanalyse geweckt hatte. In den beiden letzten Lebensjahrzehnten intensivierte Topitsch zudem eine bereits seit der Veröffentlichung der Abhandlung „Phylogenetische und emotionale Grundlagen menschlicher Weltauffassung“ (1961/62) belegbare Wahlverwandtschaft gewisser eigener Auffassungen mit jenen der genetischen Erkenntnistheorie von Konrad Lorenz.

Angeregt durch diese ihm zum Teil auch freundschaftlich verbundenen Lehrer und Kollegen, aber auch in produktiver Auseinandersetzung mit ihnen, entwickelte Topitsch nach und nach sein Gedankengebäude – allerdings ohne jeglichen Anspruch auf irgendeine Art von System. Die Entfaltung des für Topitschs Œuvre charakteristischen Themenkatalogs scheint durch das Bestreben nach Aufklärung über einen Sachverhalt bestimmt zu sein, dem er als einem für ihn essentiellen Problem am 26. Oktober 1941 – als 22-jähriger Soldat – in einem Brief an den damals mit Lehrverbot belegten Alois Dempf Ausdruck verliehen hat: „Die Rolle, die die fixe Idee in der Geschichte spielt, ist ja in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzen, ja sie ist vielleicht die größte treibende Kraft in ihrer unduldsamen Einseitigkeit. Das ‘falsche Bewußtsein’, gezüchtet zur grundsätzlichen Ablehnung aller Selbstkritik, wirkt wie Sprengstoff, vernichtend und doch irgendwie notwendig in der Ökonomie des Weltgeschehens.“ Die zu Ende dieses Briefes, dessen Original sich im Besitz von Frau Dr. Felicitas Hagen-Dempf befindet, formulierte Frage: „Ist nicht irgendwo schon eine eingehende Psychologie der fixen Idee als historischer Macht geschrieben?“, von der unbekannt ist, ob sie von seinem Lehrer beantwortet wurde, scheint jedenfalls Topitsch selbst in ein ihn durch Jahrzehnte hindurch leitendes und ganz verschiedene Gesichtspunkte des Generalthemas variiertes Forschungsprogramm transformiert zu haben. Denn die Aufklärung über die Metamorphosen der „fixen Idee“ erfolgte durch Topitsch, wenn auch nicht ohne gelegentliche Redundanz, Schritt für Schritt: mit seiner berühmten Kritik an den „Leerformeln“ des Naturrechts; seiner Ty-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 8/2004

pologie menschlicher Weltbild-Entwürfe, die sich auf die vielfältig zur Anwendung kommenden bio-, techno- und soziomorphen Welterklärungsmodelle seit den frühen Hochkulturen bezieht; seinen Analysen der ekstatisch-kathartischen Leitvorstellungen, welche die drei vorhin genannten Welterklärungsmodelle um eine vor allem in emotionaler Hinsicht bedeutsame Komponente ergänzen; seinen Untersuchungen über die politisch-moralische Bedeutung diverser pseudotheoretischer Argumente in der rechts- und linkshegelianischen Tradition; schließlich mit seiner erkenntnisgenetischen Analyse und Kritik bestimmter logozentrischer Denkweisen.

Den „fixen Ideen“, also bestimmten Modellen der Natur-, Gesellschafts- und Selbstdeutung, kommen nach Topitsch drei grundlegende Funktionen zu: die Welt auf den erwähnten Deutungsebenen verständlich zu machen, eine erfolgreiche Verhaltensorientierung zu ermöglichen, und schließlich auch emotionale Befriedigung zu gewähren. Dabei zeige die Erfahrung, daß der Mensch nichts lieber für wahr hält, als was ihm in bestimmter Hinsicht als gut, nützlich oder schön erscheint. Dieser Umstand läßt nach Topitsch den Menschen als ein illusionistisches, weil zur Fremd- und Selbsttäuschung gleichermaßen wie zur Kompensation befähigtes Geschöpf erscheinen, welches in ganz unterschiedlichen Geschichtsepochen dazu imstande war, als ein „animal phantasticum“ den Mangel und Realitätsdruck entweder durch Integration in einen sinnhaften Kosmos metaphysisch zu rechtfertigen oder ihm durch Schaffung einer geradezu reziproken Gegenwelt den Stachel zu ziehen. Am Leitfaden der von Topitsch verwendeten Modelle der Weltdeutung

erschließt sich dem Weltanschauungsanalytiker und Ideologiekritiker im Blick auf die verschiedenen Epochen der Menschheitsgeschichte ein reiches Betätigungsfeld. Und dennoch läßt sich Topitsch zufolge zeigen, daß die vielberedete „Anarchie der Weltanschauungen“, wie sie seit Wilhelm Dilthey immer wieder zur Sprache gebracht wurde, gar nicht so chaotisch ist, sondern sich mit Folgerichtigkeit aus den tief im Leben verwurzelten Voraussetzungen gut identifizierbarer gedanklicher Strukturen ergibt.

Überzeugungen dieser Art sind es, die der noch von den humanistischen Bildungstraditionen der alten österreichischen Gymnasien und Universitäten geprägte Ernst Topitsch am eindringlichsten im Werk von drei Gestalten der okzidentalen Kultur vorformuliert fand: in der Historiographie des Thukydides, im sozialwissenschaftlichen Schrifttum Max Webers, im graphischen und malerischen Œuvre Francisco Goyas. Grundiert werden alle Ausführungen von Ernst Topitsch aus dem Geist und in der Nachfolge dieser Denker durch die von ihm selbst – im Anschluß an die Sprachphilosophie des Wiener Kreises und des Logischen Empirismus – entwickelte Analyse der „Leerformeln“, wie er sie bereits in seinem ersten Buch aus dem Jahre 1958, aber insbesondere auch im Aufsatz „Über Leerformeln“ (1960) entwickelt hat.

*

Thukydides

Nicht erst Sokrates, wie die seit Cicero dominant gewordene Philosophiegeschichte es will, sondern schon die Sophistik hat die Philosophie von den himmlischen Höhen der vorsokratischen Speku-

lation in die irdischen Niederungen herabgeholt und ein Studium des Menschen in seiner politischen und kulturellen Tätigkeit zur Hauptaufgabe des Denkens gemacht. Von der Reichhaltigkeit und Fruchtbarkeit dieser Erfassung des Menschlichen zeugt das Werk von Thukydides, dem genialsten Schüler der Sophistik. Ernst Topitsch blieb ihm und seiner Sicht der Dinge – von seiner Studie „Das Problem des Naturrechts“ (1952) und der Monographie *Vom Ursprung und Ende der Metaphysik* (1958) an, über die summarische Darstellung seines weltanschauungsanalytischen Lebenswerkes, die erstmals 1979, in zweiter Auflage 1988 erschienene Studie *Erkenntnis und Illusion*, bis zur Abhandlung „Macht und Moral“ (1996) – lebenslang verbunden.

Thukydides steht außerhalb des ansonsten die Griechen einigenden Glaubens an die herrlichen Götter oder den geordneten Kosmos, an die allein wirkungsmächtige Kraft des Geistes oder an die bezwingende Macht des vollkommenen Guten, Schönen und Wahren. Den berühmten Satz des Thrasymachos: „Die Götter achten nicht auf die Menschenwelt, sonst würden sie nicht über das größte der menschlichen Güter wegsehen, die Gerechtigkeit; wir sehen ja doch, daß die Menschen sich nicht an sie halten“, setzt Thukydides wie etwas Selbstverständliches voraus. Mit düsterem Ernst schickt sich dieser in die nun entgötterte Welt. In ihr waltet kein vom höchsten Sinn oder Weltgeist gelenkter Weltplan, aber auch nicht ein planloser Unsinn. Kennt man, so lautet die Grundüberzeugung des Thukydides, die Menschen, ihre stets gleichbleibende Natur, ihren jeweils besonderen Charakter, ihre Lebensumstände und die Mentalität oder das Temperament der Völker sowie den Aufklärung und Kritik, Sonderheft 8/2004

Geist der sie leitenden Männer, so kennt man auch die realen Motive und das typische Verhalten der Akteure. Aus der Regelmäßigkeit typischen Verhaltens lasse sich wiederum – je nach Handlungssituation und Kräfteverteilung – der Ablauf der Ereignisse herleiten, sofern nicht der Zufall als eine stets zu bedenkende historische Wirkungsgröße unberechenbar hereinspielt.

Der auf sich allein gestellte Mensch, für den die Stimme der Götter verstummt, sobald er erkannt hat, daß die Götter seine eigenen Geschöpfe sind, und der zum Zwecke der Stabilisierung der gesellschaftlichen Ordnung Gesetze schafft, welche der unverfälschten Menschennatur schon deshalb nicht entstammen können, weil sie je nach Ort und Zeit variieren – dieser Mensch kann seinen Ordnungswillen und auch seine ethischen Zielsetzungen nur vom Willen zur Macht herleiten. Dem Problem der Macht und ihren Gesetzen ging Thukydides mit einer geradezu besessenen Ausschließlichkeit nach – mit der Konsequenz, daß die von ihm entwickelten Standards auch heute noch für die politische Geschichtsschreibung von Rang maßgebend sind. Lakonisch heißt es im sogenannten Melier-Dialog seines *Peloponnesischen Krieges*: „Ihr wißt es und wir wissen es, daß – wie die Menschen nun einmal gesinnt sind – das Gerechte nur dann anerkannt wird, wenn beide Seiten über die gleiche Gewalt verfügen, daß aber sonst das Mögliche regiert, das der Mächtige durchdrückt, der Schwache hinnimmt.“ Ein bedingungsloser Wahrheitswille steht hier gegen jede Form der tröstlichen Selbstillusionierung, wie ja Wahrheit bei Thukydides ganz allgemein dem Unwissen und Irrtum der kritiklosen Menge entgegensteht: der Täuschung und Aufklärung und Kritik, Sonderheft 8/2004

Selbsttäuschung des in Liebe und Haß befangenen, voreingenommenen Ichs, damit aber auch dem schönen Schein sowie der ungerechtfertigten Selbstüberhöhung.

Topitsch knüpfte an Überlegungen dieser Art schon in jungen Jahren, und zwar in einer 1942 in den *Wiener Studien* erschienenen Abhandlung mit dem Titel „Die Psychologie der Revolution bei Thukydides“ an. Im Abstand von über 50 Jahren bemerkte er dazu 1995 in der autobiographischen Abhandlung „Im Spannungsfeld der Ideologien“: „Ich benützte ein Kapitel aus dem Werk des großen griechischen Historikers Thukydides, um hinter einem eher notdürftigen antiken Tarnschleier meinem Entsetzen über das Zeitgeschehen im allgemeinen und über die Demoralisierung unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft im besonderen Ausdruck zu verleihen.“ Den Aufsatz habe er in einem Studienurlaub geschrieben, führt Topitsch aus, um im Anschluß daran aus dieser Abhandlung die folgende Textpartie wiederzugeben:

„Noch erregt diese schreckliche Verwilderung allenthalben Aufsehen, da man solche Greuel noch nicht gewohnt ist, aber bald wird ganz Hellas von ihr heimgesucht. Die unverschämte Lügenhaftigkeit der Parteimänner auf beiden Seiten zerstörte den Sinn für die wahre Bedeutung der Wörter und damit die Voraussetzung einer Kontrolle ihrer Unwahrhaftigkeit. Die Beziehung des Menschen zur Umwelt und zur Welt der sittlichen Werte ist gestört. Er lebt in einem Rausch von Schlagworten und Bildern, die jede Freveltat zu entschuldigen, ja zu fordern scheinen. Es gehört geradezu zum ‘guten Ton’, dieses Treiben mitzumachen. Wer sich davon

fernhalten will, wird von beiden Seiten angegriffen und vernichtet. Immer mehr gelangen die minderwertigsten Elemente zur Macht ...“

„Das“, so stellt Topitsch ergänzend fest, „war ungefähr das Äußerste, was damals überhaupt veröffentlicht werden konnte, und im Klartext, ohne die antike Tarnung, hätte es den Kopf kosten können. Das sage ich nicht, um mich als Helden des Widerstandes aufzuspielen, sondern nur, um zu erklären, warum ich angesichts nachgeborener Vergangenheitsbewältiger nicht gerade vor Ehrfurcht in den Boden versinke.“

Thukydides, der große Analytiker des menschlichen Machtstrebens und der dabei zur Anwendung kommenden Mittel: der List, der Täuschung, der Gerechtigkeitsrhetorik, stand auch Pate bei der Verfassung des Buchs *Stalins Krieg* (31998), welches – 1985 erstmals erschienen – auch ins Englische und Polnische übersetzt wurde. Dieses Buch ist unter anderem eine Darstellung politisch höchst folgenreicher Formen der Selbst- und Fremdtäuschung. So zeigt Topitsch, wie F. D. Roosevelt die Sowjetunion für eine bessere Demokratie als das imperialistische England hielt und – trotz der Bedenken und des gelegentlichen Widerstandes Churchills sowie der Warnungen kompetenter Persönlichkeiten – ein williger Helfer der sowjetischen Europapolitik blieb, die auf eine Vereinnahmung des Kontinentes abzielte. „Erst in den letzten Wochen seines Lebens bereiteten ihm“, wie Topitsch feststellt, „die nicht mehr zu übersehenden Spannungen einige Irritationen, doch änderte dies an seiner Grundeinstellung nichts – ein Jahr später wäre er wohl durch den Druck der Tatsachen dazu gezwungen gewesen. So

starb der Menschheitsbeglückter noch rechtzeitig, um sich nicht eingestehen zu müssen, daß er vor den Trümmern seiner messianischen Selbstverklärung stand.“ Und dann folgen in diesem Zusammenhang auf Seite 240 f. jene Sätze, die Topitsch im Bewußtsein gewisser Vertreter der politischen Zeitgeschichte als revidionistischen, wenn nicht gar reaktionären Historiker erscheinen lassen:

„Daß während des ganzen Krieges die seit dem 22. Juni 1941 vermeintlich ‘alliierte’ Sowjetunion der wirkliche Gegenspieler gewesen war, hatte nicht einmal Churchill völlig erfaßt, von der amerikanischen Führung ganz zu schweigen. Selbst im Frühsommer 1945 hing also noch vieles an einem seidenen Faden. Es ist daher leicht zu ermessen, in welche Situation die großen Demokratien angesichts einer siegreichen sowjetischen Westoffensive in den Jahren 1941 oder 1942 geraten wären. So wird man wohl daran erinnern dürfen, daß – bei aller unbedingten Verurteilung der von Hitler befohlenen oder in seinem Namen begangenen Verbrechen – Europa dem Opfergang des deutschen Soldaten auch einiges verdankt.“

Charles de Gaulle hat bei Gelegenheit eines Besuches des ehemaligen Schlachtfeldes von Stalingrad ähnliches geäußert – im Österreich des Jahres 1985 aber verlangte der Rezensent von *Stalins Krieg* in einer großen österreichischen Tageszeitung ziemlich ungeschminkt die Entlassung Topitschs aus dem Universitätsdienst.

In dem schon erwähnten autobiographischen Aufsatz „Im Spannungsfeld der Ideologien“ berichtet Topitsch von den Schwierigkeiten, für das nach seinem Er-

scheinen prompt von verschiedener Seite inkriminierte Buch einen Verlag zu gewinnen. Nur einem glücklichen Zufall habe er es zu verdanken gehabt, einen geeigneten Verlag gefunden zu haben. „Dabei“, so führt er aus, „suchte ich bloß darzutun, daß der Sowjetimperialismus zumindest eine erhebliche Mitschuld an der Entfesselung des Zweiten Weltkrieges trug und das Unternehmen ‘Barbarossa’ kein heimtückischer Überfall, sondern der Zusammenprall zweier Stoßrichtungen totalitärer Eroberungspolitik war, bei dem nur der eine Aggressor dem anderen um eine nicht allzu große Zeitdifferenz zuvorgekommen ist.“ Gewiß hätten die alten Auflagen (1985 und 1986) noch auf einer relativ schmalen Faktenbasis beruht, doch seien die Hauptthesen inzwischen, vor allem durch die teilweise Öffnung der russischen Archive, in geradezu dramatischer Weise bestätigt worden. In der Tat hat etwa Jurij N. Afanasjew, der ehemalige Rektor der Russischen Staatlichen Universität für Geisteswissenschaften in Moskau, nach dem Ende der Sowjetunion und unter Heranziehung zwischenzeitig geöffneter, ehemals sowjetischer Archive die Grundthesen von Topitschs Buch in verschiedenen Abhandlungen bekräftigt.

Max Weber

Durchgehend in seinem Werk geht es Topitsch um Fragen nach der Beziehung von Theorie und Erfahrung, Werten und Tatsachen, wie überhaupt um das Verhältnis von „Überprüfbarkeit und Beliebbarkeit“ – so der Titel der letzten, kurz vor seinem Ableben vollendeten Abhandlung. Daher kann es auch nicht verwundern, daß für ihn die Versuche einer kognitiven Letztbegründung handlungsleitender Aufklärung und Kritik, Sonderheft 8/2004

Wertaxiome die individuell zu vollziehenden Wertentscheidungen nicht ersetzen können. In dieser Hinsicht argumentiert Topitsch ganz wie Max Weber oder – im Hinblick auf das Naturrechts-Problem – Hans Kelsen, und vertritt wie diese – sie stehen ja beide wiederum in der Nachfolge von Hume und Kant – einen strengen Dualismus von Sein und Sollen.

Alle Naturwissenschaften, so meint Weber in seinem berühmten Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ aus dem Jahre 1919, geben uns Antworten auf die Frage: „Was sollen wir tun, wenn wir das Leben *technisch* beherrschen wollen?“ Und Weber setzt dann in einer für sein gesamtes Denken bezeichnenden Weise fort: „Ob wir es aber technisch beherrschen sollen und wollen, und ob das letztlich eigentlich Sinn hat: – das lassen sie ganz dahingestellt oder setzen es für ihre Zwecke voraus.“ Ähnliches gilt nach Weber für die Medizin: „Der Mediziner erhält mit seinen Mitteln den Todkranken, auch wenn er um Erlösung vom Leben fleht [...]. Ob das Leben lebenswert ist und wann?, – danach fragt sie nicht.“ Weber spielt das für verschiedene Fächer, auch für die Kunstwissenschaft und die Jurisprudenz, mit immer gleichem Ergebnis durch. Doch er endet nicht einfach mit dem lapidaren Befund über die Wissenschaft, daß diese uns in ihren Analysen praktischer Wertungen bloß Tatsachenzusammenhänge vor Augen führe, sondern er verweist – und hierin folgt ihm Topitsch mit seinem eigenen Schrifttum – auf die Kulturbedeutung von Wissenschaft, deren methodisches Axiom der Werturteilsfreiheit eine zweifache Besinnung möglich mache: erstens auf das, was Sache oder Gegenstand der Wertung selber ist; zweitens aber auf die letzten eigenen Werte und eine durch kein Be-

weisverfahren zu ersetzende persönliche Stellungnahme zu ihnen. Das Leitwort heißt bei Weber – in der Nachfolge von Wilhelm Diltheys „Selbstbewußtsein“ – „Selbstbesinnung“, und das mit ihm gemeinte Bestreben mündet in die Forderung, sich selbst Rechenschaft zu geben über die letzten Wertorientierungen seines eigenen Tuns. Aus einem methodischen Axiom der Wissenschaft ist aber damit die Werturteilsfreiheit zum Gebot der Besinnung auf die entscheidenden eigenen Handlungsorientierungen geworden.

In engem Zusammenhang damit steht eine von Weber formulierte Funktionsbestimmung von Wissenschaft, die bereits das zur Voraussetzung hat, was er selber verschiedentlich „intellektuelle Rechtschaffenheit“ nennt: Der Dienst, den die Wissenschaft dem modernen Menschen zu leisten vermöge – vorausgesetzt, daß dieser selbst zur *Klarheit* gelangen will – bestehe darin, ihn unbequeme Tatsachen anerkennen zu lehren, die ihn vor der trügerischen Sicherheit der mit eigenen Wünschbarkeiten und denen der sogenannten öffentlichen Meinung konvergierenden Glaubensinhalte bewahren. Ohne das im Vortrag näher darzulegen, sagt Weber, daß die Wissenschaft dort, wo ihr das gelinge, im Dienst „sittlicher“ Mächte“ stehe: „der Pflicht, Klarheit und Verantwortungsgefühl zu schaffen“. Daher auch seine ständige Polemik gegen alles, was im Namen des Sensationellen oder einer idolisierten Persönlichkeit die reine Hingabe an den Gegenstand der Forschung stört: „‘Persönlichkeit’ auf wissenschaftlichem Gebiet hat nur der, der *rein der Sache* dient.“ Nicht nur auf wissenschaftlichem Gebiet sei dies so, Sachlichkeit sei auch eine Tugend des Künstlers und des Politikers. Was die Hingabe an

die Sache stört – insbesondere jede Form von Eitelkeit und das Bestreben, sich selbst als Impresario der Sache in Pose zu setzen –, erfährt durch Weber scharfe Kritik. Generell geht er mit jenen hart ins Gericht, die als „staatlich besoldete oder privilegierte kleine Propheten“ mit ihren Wertverschreibungen „Erlebnisse“ erzeugen und damit eine zum Teil bereits von ihnen selbst verbildete Klientel befriedigen wollen, die in der Wissenschaft „Sensationen“ sucht.

Topitsch fühlt sich in der Sicht dieser Dinge auf das engste Max Weber verbunden, genauso aber der „disinvoltura“ Vilfredo Paretos, dem die verschiedenen Großkophtas des ideologischen Denkens nur ein entweder ironisches Lächeln oder ein sardonisches Lachen abringen konnten. Allerdings ziemt dem Weltanschauungsanalytiker selber nach Topitsch – im Blick auf die oft konstaterbare praktisch-politische Wirkungslosigkeit seiner Analysen – einige Bescheidenheit, auch wenn er dazu beitragen könne, daß die nun einmal unter Menschen unvermeidlichen Konflikte offen ausgetragen und nicht durch eine pseudo-wissenschaftliche Maskerade verdeckt, verschärft und dramatisiert werden. Insgesamt betrachtet kommt der Weltanschauungsanalyse, wie Topitsch meint, eine wichtige prophylaktische Funktion zu: sie macht uns in gewissem Umfang illusionsresistent. Und das ist nicht gerade wenig, denn die menschliche Illusionsbedürftigkeit zu unterschätzen, wäre selbst die größte Illusion.

Francisco Goya

Es war ein später Anlaß, nämlich sein 80. Geburtstag, den Ernst Topitsch dazu benutzte, um auf eine geistig bedeutende Aufklärung und Kritik, Sonderheft 8/2004

Persönlichkeit zurückzukommen, die ihn schon in jungen Jahren tief beeindruckt und seither – wenn auch im Hintergrund seines publizistischen Schaffens stehend – begleitet hat: Francisco Goya. Ihm widmete er eine kleine, im Jahr 2000 erschienene selbständige Publikation mit dem Titel *Gedanken zu Goya*. „Zeitlosigkeit und Tiefblick“ – so charakterisiert Topitsch das Großartige an diesem Meister, der als realistischer Künstler zwar ebenso wenig wie der realistische Historiker Thukydides und der realistische Soziologe Max Weber ein „Philosoph“ im akademischen Sinne war, wohl aber, wie diese beiden auch, ein philosophischer Kopf. Die Beschäftigung mit Kunst spielte im Schrifttum von Ernst Topitsch keine herausragende Rolle, obwohl er verschiedenen ihrer Gattungen lebenslang verbunden war. Man wußte von ihm, der selbst gut bei Stimme war, daß er ein Liebhaber der deutschen und italienischen Oper des späten 18. und des 19. Jahrhunderts war; daß er von immenser Kenntnis auf dem Gebiet der Weltliteratur war, wobei ihn laut eigenem Bekunden vor allem Charles Baudelaire mit seinem Interesse für die Nachtseiten des menschlichen Daseins früh in seinen Bann schlug; daß er als Assistent am Wiener Institut für Philosophie die Dissertation von Ingeborg Bachmann betreut und die Kandidatin auf Goyas Bild *Saturn seine Kinder verschlingend* und Baudelaires Gedicht *Le gouffre* aufmerksam gemacht hat, welche dann den Schluß ihrer Arbeit bildeten; daß er von dem berühmten Pianisten Friedrich Gulda am Grazer Institut für Philosophie besucht wurde, der ihn für einen Vortrag im Rahmen einer von ihm initiierten Veranstaltung des »Carinthischen Sommers« gewann; daß Topitsch hier auch von Frederic

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 8/2004

Morton, dem Verfasser mehrerer vielbeachteter Romane und Sachbücher (darunter vor allem des auch ins Deutsche übersetzten Buches *A nervous Splendor: Vienna 1888-1889*), zum Zwecke eines Informations- und Meinungs-austausches zwischen zwei ehemaligen Wiener Gymnasiasten der Zwischenkriegszeit aufgesucht wurde – all dies war, jedenfalls einigen von uns, wohlbekannt. Wie sehr für Topitsch allerdings Kunst zu etwas persönlich Belangvollem gehörte, zeigte sich erst im vertrauteren Gespräch und bei näherer Kenntnis seiner Person. Existentiell Belangvolles erschloß sich ihm vor allem in der Kunst – nicht in der Existenzphilosophie der herkömmlichen Art. Zum überbordenden Mitteilungsdrang gewisser Kunsttheoretiker gleichermaßen wie gewisser Existenzphilosophen bemerkte Topitsch, daß jener im besten Fall als ein Ausdruck von Redseligkeit zu werten sei, zumeist jedoch als ein die Sache, um die es geht, verunklärer oder vernebelnder Sprachobskurantismus. Topitsch, jeder Verbalmagie abhold, bekannte auch gerne, daß er die Erörterung von Fragen der Ästhetik mit zum Schwierigsten zähle, was sich dem Philosophen an möglichen Aufgaben stellt; und so beschränkte er sich denn auch – jenseits aller Phänomenologie des Kunsterlebnisses und der Auslassungen über Prinzipien der Ästhetik – auf die Rekonstruktion des intersubjektiv mitteilbaren Aussagesinns von Kunstwerken. Francisco Goya, der 1746 geborene Sohn einer einfachen Familie aus Aragonien, hat sich unter dem Eindruck der Greuel im Krieg zwischen den Spaniern und der napoleonischen Armee immer wieder mit dem Thema des Todes auseinandergesetzt. Im besonderen gilt dies auch für sein Gemälde *Die Erschießungen am 3. Mai auf*

der *Moncloa*, wo, wie Topitsch meint, hinter der bereits beim ersten Augenschein ungemein zwingenden Darstellung noch eine existentielle Tiefendimension spürbar werde: „Es geht um den Menschen, der dem unentrinnbaren Todesschicksal entgegenschreit: Ich kann dir nicht entrinnen, aber du kannst mich geistig nicht brechen!“

Als noch faszinierender erscheint Topitsch ein Gemälde, welches den seltsamen Namen *Das Begräbnis der Sardine*, was das Ende des Karnevals bedeutet, trägt. Es handle sich dabei um eine in ihrer Aussage zeitlose Bloßlegung und Bloßstellung des Massenwahns. Inmitten einer Menschenmenge, die über den Bildhintergrund hinaus ins Unbegrenzte reicht, erhebt sich mächtig aufragend eine große dunkle Fahne mit einer satanisch grinsenden Fratze. „Es war nicht schwer“, so führt Topitsch kommentierend aus, „in diesem Bild eine geradezu prophetische Vorwegnahme einer diabolischen Mächten verfallenen und in euphorischer Verblendung befangenen Menschenmasse zu sehen, die sich unaufhaltsam dem Verderben preisgibt. Gesichter, aus denen nüchterne Skepsis oder beklemmende Sorge spricht, fehlen auf dem Gemälde, denn solche Menschen werden in derartigen Situationen von den entfesselten Gewalten kollektiver Triebhaftigkeit ohnedies hilflos mitgerissen oder überhaupt niedergewalzt.“

Fast schon in den Schatten des Todes hat Goya – nicht als Selbstporträt, wohl aber als symbolische Selbstdarstellung, wie Topitsch meint – einen eisgrauen, auf zwei Stöcke gestützten Greis gezeichnet, und über dem Bild steht *Aun aprendo: Noch immer lerne ich*. Das treffe auf Goya, der neuen Entwicklungen und Techniken in der Kunst stets aufgeschlossen war, in ei-

nem unmittelbaren Sinne zu. Doch dahinter klingt, wie Topitsch bemerkt, noch einmal das alte Grundmotiv auf, das aus vielen von Goyas Graphiken und Gemälden, so zum Beispiel aus den *Erschießungen am 3. Mai* bekannt sei: „die Unbeugsamkeit, die sich dem Furchtbaren stellt und sich ihm nicht ergibt“. – So ist Goya nach Topitsch als einer der ganz großen Illustatoren menschlicher Grenzsituationen – und damit gewissermaßen des existentiellen Ausnahmezustandes – anzusehen.

*

Bezüglich des auf seine eigene Situation bezogenen „Normalzustandes“ stellte Ernst Topitsch wiederholt fest, er betrachte sich – vor allem seit den achtziger Jahren – als eine „komfortable Unperson“, das heißt: als zwar ignoriert oder sogar verleugnet, jedoch immerhin als ohne gravierende Störung dem privaten Leben überlassen. Diese Unpersonalisierung, also die in gewissem Umfang erfolgte soziale und wissenschaftliche Nihilierung, hat eine bis in die fünfziger Jahre zurückreichende, für die wissenschaftspolitische Landschaft Österreichs höchst kennzeichnende Vorgeschichte.

Als Topitsch 1957 bei den Alpbacher Hochschulwochen die Grundgedanken seines Buches *Vom Ursprung und Ende der Metaphysik* vortrug, das dann zur darauffolgenden Jahreswende erscheinen sollte, wurde er von dem damals ebenfalls an dieser Sommeruniversität anwesenden Gabriel Marcel, einem für die damaligen katholischen Intellektuellen in Österreich geradezu richtungweisenden Denker, als ein „sehr gefährlicher Marxist“ apostrophiert. Eine derartige Charakterisierung kam im damaligen österreichischen Milieu fast einem Uriasbrief gleich. Nun hat

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 8/2004

zwar Topitsch den Marxismus als Heilslehre und Herrschaftsideologie stets mit Nachdruck kritisiert, doch das half nichts, hatte er doch auch einige Aspekte der Marxschen Gesellschaftsanalyse als für die Sozialwissenschaft nützlich und fruchtbar erachtet. Als er im Herbst 1959 auf Einladung der Polnischen Akademie der Wissenschaften zu Vorträgen nach Warschau reiste, schien er sich für verschiedene Kollegen vollends als Bolschewik entlarvt zu haben. Daß die polnischen Philosophen und Sozialwissenschaftler in Wirklichkeit mit imponierendem Mut die sowjetische Partei- und Staatsscholastik nicht nur abgeblockt, sondern einer vernichtenden Kritik unterzogen haben, zu der es im restlichen Ostblock kein und in verschiedenen Ländern des Westens kaum ein Gegenstück gab – alles das hatte man, wohl aus Ignoranz, gar nicht zu sehen vermocht. Aber darüber hinaus war der Liberale an österreichischen Universitäten von vornherein so etwas wie ein „Linker“, und wenn er, wie dies bei Topitsch der Fall war, in sein Analyseinstrumentarium noch einige marxistische Motive aufgenommen hatte, indem er etwa bestimmte Weltdeutungen aus Grundsituationen der sozialen Produktion und Reproduktion des Lebens herzuleiten unternahm, dann erschien er gleich als ein „Linksaußen“.

Um dieselbe Zeit, nämlich 1959, erschien in den *Voprosy filosofii*, der führenden philosophischen Zeitschrift der Sowjetunion, ein Besprechungsaufsatz über Topitschs *Ursprung und Ende der Metaphysik* unter dem Titel „Der feige Nihilismus der heroischen Positivisten“. Darin konnte Topitsch den ihm von seiten der Matadore der Restauration in Österreich wohlbekannten Vorwurf des „Nihilismus“ wie Aufklärung und Kritik, Sonderheft 8/2004

derfinden. Nicht nur aus diesem Grunde konnte er sich sowohl von den Vertretern der marxistischen Staatsscholastik als auch der naturrechtlich argumentierenden Verkirchlichung der Wissenschaft in gleicher Weise abgekanzelt fühlen.

Ähnlich wie Ernst-Wolfgang Böckenförde in Deutschland hat Topitsch in Österreich die nach 1945 sorgsam gehütete Legende radikal in Frage gestellt, das scholastische Naturrecht sei das wahre Palladium von Freiheit und Demokratie gegenüber dem braunen Totalitarismus gewesen. Er hat sich diesem sozial- und staatsphilosophisch bedeutsamen Problem zugewandt, als man in Österreich seinen Lehrer, Freund und späteren Kollegen August Maria Knoll einer regelrechten Zensur im Zusammenhang mit dessen Untersuchungen des scholastischen Naturrechts und seiner Auswirkungen auf die theologische Interpretation von Staatsformen und Sozialordnungen unterworfen hatte. Nachdem nämlich dessen Buch *Katholische Kirche und scholastisches Naturrecht* im Frühjahr 1962 erschienen war, wurde der Autor von Verdächtigungen, Gehässigkeiten und Schikanen förmlich zugedeckt. Schon vorher hatte Knoll als Präsident des Instituts für Sozialpolitik und Sozialreform zurücktreten müssen, nun aber wurde er in kränkender Form von einer Diskussion über das Naturrechtsproblem ferngehalten, die im Anschluß an einen Vortrag Hans Kelsens in Salzburg stattfand. Obwohl Knolls Buch einen beachtlichen Verkaufserfolg erzielt hatte, konnte sich der österreichische Verlag – aus welchen Gründen auch immer – nicht mehr zu einer Neuauflage entschließen. Fünf Jahre nach Knolls Tod wurde es im Jahr 1968, in überarbeiteter Form und mit einem die österreichische Situation der fünfziger und

frühen sechziger Jahre scharf kennzeichnenden Vorwort von Topitsch, neu herausgegeben.

Zu dieser Zeit war Topitsch Professor in Heidelberg, und die Welle des Neomarxismus schwappte in die Hörsäle und Seminare. Während sich in Österreich der politische Katholizismus durch einen technokratischen Modernisierungsschub zunehmend seiner Attraktivität beraubt fühlen konnte, beschritt man in Deutschland aufs neue einen Pfad des moralisch-politischen Fundamentalismus. Nach der Auseinandersetzung mit dem Naturrecht von „rechts“ kam für Topitsch jene mit dem Naturrecht von „links“, wie es Herbert Marcuse in seiner Schrift *Der eindimensionale Mensch*, dem Kultbuch der Neuen Linken, formuliert hatte. Hatte Topitsch noch um 1962, als er den Ruf an die Universität Heidelberg annahm, die »Frankfurter Schule« als Verbündete gegen gewisse restaurative Verengungen im Nachkriegs-Österreich und Nachkriegs-Deutschland empfunden, so begannen nach und nach die Differenzen deutlich hervorzutreten. Sehr persönlich erfuhr er, was es mit den Forderungen nach Transparenz und demokratischer Offenheit, wie sie im Umkreis der systemkritischen Linken formuliert worden waren, auf sich hatte. Als die Texte des dann im Luchterhand-Verlag erschienenen Sammelbandes *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (1969) herausgegeben werden sollten, war mit dem Redakteur Frank Benseler vereinbart worden, daß Adorno das Vorwort und Topitsch das Nachwort schreiben sollte. Später berichtete Benseler an Topitsch, Adorno hätte gedroht, den Abdruck seiner Beiträge zu verbieten, falls er, Topitsch, das Nachwort schreiben sollte.

Aber es war nicht dieses Mosaiksteinchen zum Thema »Frankfurter Schule«, das Topitsch der Kritischen Theorie gegenüber kritisch hatte werden lassen, und auch nicht sosehr der peinliche Widerspruch zwischen großbürgerlicher Existenz und egalitär-emanzipatorischer Ideologie der Frankfurter Dioskuren. Was ihn jedoch abgestoßen hat, war das unter allerlei demokratischem Wortgeklingel erfolgte Vorgehen der neuen deutschen Ideologen und ihres Anhangs gegen unbequeme Gegner in einer Reihe von geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Bewerber um Dozenturen oder Professuren wurden im offenen Hörsaal von „kritisch“ eingeschworenen Studentengruppen in inquisitorischer Form auf ihre marxistische Rechtgläubigkeit verhört. Topitsch ließ in seinem Schrifttum – man denke an sein in zweiter Auflage 1969 erschienenes Buch *Die Freiheit der Wissenschaft und der politische Auftrag der Universität*, aber auch an eine Vielzahl von Zeitungspublikationen – keinen Zweifel daran, wie er über die Analogien und Homologien zwischen den totalitären und den neomarxistischen Meinungshütern dachte. Topitschs bis herauf in die jüngste Vergangenheit reichende Plädoyers für Meinungsfreiheit, für ein Denken in ungewohnten und vielleicht sogar unbequemen, aber stets der Notwendigkeit logisch-empirischer Überprüfung ausgesetzten Alternativen kontrastierten auch in Österreich mehr und mehr mit den Ansichten der Anwälte gewisser neuer, durch ihre Einverleibung in das politische Arcanum geadelter Tabus und indiskutabler Gewißeheiten. Zu Beginn der neunziger Jahre gelang es bestimmten zeitgeschichtlich und politologisch tätigen Gesinnungswarten, Topitsch sogar als rechten Ultra ein-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 8/2004

zustufen: sein Name findet sich in dem das hiesige jüngere *juste milieu* mitkonstituierenden *Handbuch des Rechtsextremismus in Österreich* aus dem Jahre 1993. Und im Frühjahr 1995 wurde er schließlich, im 77. Lebensjahr stehend, im Zusammenhang mit den damaligen Brief- und Rohrbombenattentaten von zwei Beamten der Staatspolizei in seiner Wohnung auf seine Nähe zum rechten Terror hin untersucht und einvernommen!

Nie ließ Topitsch einen Zweifel über seine ablehnende Haltung gegenüber der NS-Diktatur aufkommen, aber er gilt in Österreich vor allem wegen des Publikationsorgans *Aula* als weltanschaulich kontaminiert, in welchem er sich wiederholt mit zeitgeschichtlichen und zeitdiagnostischen Beiträgen zu Wort gemeldet hat – offenbar ungeachtet ihres Inhalts. In einem Beitrag zu diesem Periodikum national-freieitlicher Studentenverbindungen rühmte er ausdrücklich verschiedene seiner jüdischen Lehrer im Wien der Zwischenkriegszeit. So erinnerte er an dieser Stelle (wie auch andernorts) an den Philologen und Gymnasialprofessor Ernst David Oppenheim, der auch, wie Topitsch bemerkte, auf einem akademischen Lehrstuhl gute Figur gemacht hätte. Er wurde als Jude 1938 pensioniert, blieb zunächst als mehrfach verwundeter und dekoriertes Reserveoffizier des Ersten Weltkrieges einigermaßen unbehelligt, wurde aber schließlich in das KZ Theresienstadt gebracht, wo man ihn zwar nicht ermordete, aber durch Verweigerung der ärztlichen Behandlung – er war Diabetiker – zugrunde gehen ließ.

Ideologien und Vorurteile sind, wie Topitsch immer gelehrt hat, keine Lebewesen, die sterben und dann ein für allemal tot sind. Daher ist es nie ausgeschlossen, daß, trotz des konstatierbaren langfristigen Aufklärung und Kritik, Sonderheft 8/2004

Auszehrungsprozesses einmal rechter, dann linker totalitärer Traditionen, scheinbar endgültig Erledigtes in dieser oder jener Form wiederkehrt – auch wenn es dann vielleicht nur in verdünnter und geschwächerter Gestalt Auferstehung feiert ...

* *

Unmittelbar nach den ersten Pressemitteilungen über das Ableben von Professor Topitsch langten eine Vielzahl von Kondolenzten, darunter auch einige persönlich gehaltene Worte der Erinnerung und des Gedenkens in Graz ein. So stellte unter anderem der bekannte Rechtshistoriker und Balzan-Preisträger Michael Stolleis fest, daß über der politischen Kritik an Topitsch in den letzten Jahren das Aufklärerische und Skeptische an ihm vergessen worden sei, zum Beispiel die kleine Schrift *Die Sozialphilosophie als Heilslehre und Herrschaftsideologie* aus dem Jahre 1967. Obwohl er inzwischen zwar ein bißchen gerechter über Hegel denke, bemerkt Stolleis, habe er doch in ihr einen wichtigen Schlüssel zum Verständnis der NS-Zeit gefunden; damals seien ihm durch diese Veröffentlichung für bis dahin Übersehenes die Augen geöffnet worden.

In der Tat leistete Ernst Topitsch einen wertvollen Beitrag dazu, die ideologischen Motive hinter ehemals naturrechtlichen, heute aber insbesondere menschenrechtlichen Deklarationen freizulegen. Diese – ob nun selbst wiederum naturrechtlich begründet oder nicht – seien in der Allgemeinheit ihrer Formulierung bei Bedarf mit sehr verschiedenem Inhalt auffüllbar. Auch in Graz als der selbsternannten „Stadt der Menschenrechte“, so fand er, würden einige wohl kaum darum herkommen anzuerkennen, daß der Konfor-

mist die Menschenrechte nicht braucht, während sie dem selbständigen Denker nur ephemeren Schutz gewähren. Gewiß sei ihre Thematisierung vor allem der Aktualisierung und Konkretisierung zentraler Formen und Inhalte der negativen Freiheit dienlich: der Abwehr und Verhinderung von Unfreiheit, Armut und Leid. Heute seien jedoch die Menschenrechte verschiedentlich auf eine Weise instrumentalisiert worden, daß bestimmten ihrer Proponenten gegenüber Zweifel angebracht sind. So sollte man der Möglichkeit ins Auge sehen, daß zukünftige Kriege – schon um völkerrechtliche Vorbehalte, die gegen sie geltend gemacht werden, unter Hinweis auf ihren gegenüber den Menschenrechten nachrangigen Stellenwert entkräften zu können – sogar vermehrt im Namen dieser Menschenrechte geführt werden. Daher auch Topitschs Skepsis angesichts des Menschenrechts-Gebimmels in den modernen Promotionsformeln an Österreichs Universitäten. Ihm schien ein Eintreten für die Wahrheit in höherem Maße zumut- und auch einlösbar als der durch einen Schwur zu beglaubigende Einsatz für Werte, deren Konkretisierung von den Zufälligkeiten der weltpolitischen Konstellation, und damit von individuell nicht steuerbaren Machtverhältnissen abhängig ist. Lebenslang fühlte er sich an den von ihm bei seiner Promotion abgelegten Eid gebunden, dafür einzutreten, sich seines erworbenen akademischen Grades stets bewußt zu sein – *non sordidi lucri causa nec advanam captandam gloriam sed quo magis veritas propagetur* – nicht eines schmutzigen Gewinns wegen, noch auch um eitlen Ruhm zu erwerben, sondern vielmehr um der Verbreitung der Wahrheit willen. Topitsch empfand diese Formel als den Fahneneid

des Intellektuellen – mögen sich derweilen die Gutgesinnten der Tagesaktualität verpflichtet fühlen und dabei von Zeit zu Zeit ihr moralisches Kostüm wechseln.

Tiefe Verachtung hegte Topitsch daher für jene, die, einer wie auch immer gearteten Gesinnung wegen, außerwissenschaftliche Interessen im Namen der „wahren Wissenschaft“ über die Sicherung freien Denkens gleichermaßen wie über die Anerkennung des logisch Richtigen und des empirisch Überprüften stellen. Eine damit einhergehende Verachtung der reinen Wissenschaft durch die sich als moralische und kulturelle Elite verstehende „Intelligenzija“ war ihm daher Anlaß zu engagierter wissenschaftspolitischer Publizistik seit den späten sechziger Jahren. Zunehmend glücklos hat er für die Freiheit der Wissenschaft in einem Milieu gekämpft, das einmal religiösen, dann politischen, schließlich wirtschaftlichen Interessen den Vorrang gegenüber der Wahrheitserkenntnis einräumte.

Aber Ernst Topitsch betrachtete sich nicht als einen unglücklichen Menschen. In seinen letzten Tagen sagte er von sich, nun sei es Zeit abzutreten – er habe immerhin geleistet, was er zu leisten vermochte. So sei es ihm, im Rückblick auf ein erfülltes und – wie er fand – zum Teil wohl auch gelungenes Forscherleben, möglich, bei stetig schwindender Lebenskraft gelassen und zum Glück schmerzfrei zu sterben. Menschliche Erfüllung hätten ihm insbesondere die leider nur elf Jahre an der Seite seiner geliebten Frau Gertrude, die 1987 allzu früh verstarb, bedeutet. Wie anders sei demgegenüber doch das Schicksal der überwältigenden Mehrheit seiner ehemaligen Kameraden gewesen, die in die VI. Armee der Deutschen Wehrmacht übernommen wurden! Es sei eben ein großer Aufklärung und Kritik, Sonderheft 8/2004

Unterschied, ob man alt und von einem gnädigen Schicksal geradezu verwöhnt zu sterben in der Lage ist, oder ob man im Alter von 20 Jahren als gefrorene Leiche in den Panzergräben von Stalingrad endet, und das heißt: ausgelöscht wurde, ohne gelebt zu haben. Gleiches habe im Wahnsinn des Weltkriegs ja bekanntlich für die Angehörigen anderer Waffengattungen gegolten, für viele Opfer des Bombenterrors und natürlich, wie Topitsch stets betonte, ebenso für Angehörige anderer Nationen, insbesondere auch für zahllose Juden.

Solchen Wahnsinn in Hinkunft, so gut es geht, zu verhindern, sei Aufgabe des Soldaten gleichermaßen wie des Analytikers und Kritikers von Ideologien und Illusionen – also von wahnhaften Fremd- und Selbsttäuschungen. Topitsch war beides: Soldat und Desillusionist – aber ein Desillusionist aus Moralität. Für ihn, der sich, wenn er in Laune war, als das „alte Schlachtroß“ bezeichnete, gilt das alte britische Wort: „Old soldiers never die – they only fade away ...“

*

Ja, lieber und verehrter Herr Topitsch, Sie sind uns in der Tat entschwunden – aber wirklich tot: also vergessen und wirkungslos, sind Sie mit Gewißheit noch lange nicht.